

I.

Das Jagdbuch.

Es waren fünf Tage seit den von uns erzählten Ereignissen abgelaufen. So eben hatte es vier Uhr geschlagen; doch bereits war im Louvre Alles wach, wie dies gewöhnlich an Jagdtagen geschah, als sich der Herzog von Alencon, einer ihm zugekommenen Einladung zufolge, zu der Königin Mutter begab.

Die Königin Mutter war nicht in ihrem Schlafgemach, aber sie hatte Befehl gegeben, ihren Sohn warten zu lassen, wenn er käme.

Nach einigen Minuten trat sie aus einem geheimen Cabinet, in das außer ihr Niemand kam. Sie pflegte sich in dasselbe zurückzuziehen, um ihre chemischen Operationen vorzunehmen.

Zugleich mit der Königin Mutter kam, sei es durch die halb geöffnete Thüre oder an ihren Kleidern hängend, der durchdringende Geruch eines scharfen Parfums, und durch die Oeffnung dieser Thüre gewahrte Alencon einen dicken Dampf, dem eines verbrannten Gewürzes ähnlich, welcher in einer weißen Wolke in dem Laboratorium umherschwamm, das die Königin verließ.

Der Herzog konnte sich eines neugierigen Blickes nicht erwehren.

„Ja,“ sagte Catharina von Medicis, „ja, ich habe einige alte Pergamente verbrannt, und diese strömten einen so stinkenden Geruch aus, daß ich Wachholder auf die Gluth warf.“

Mençon verbeugte sich.

„Nun,“ sagte Catharina, in den langen Ärmeln ihres Schlafrockes ihre Hände verbergend, welche mit leichten rötlich gelben Flecken besprenget waren, „was habt Ihr Neues seit gestern?“

„Nichts, meine Mutter.“

„Habt Ihr Heinrich gesehen?“

„Ja.“

„Weigert er sich immer noch, abzureisen?“

„Durchaus.“

„Der Schelm!“

„Was sagt Ihr, Madame?“

„Ich sage, daß er reist.“

„Ihr glaubt?“

„Ich bin dessen sicher.“

„Dann entgeht er uns.“

„Ja,“ sprach Catharina.

„Und Ihr laßt ihn abziehen?“

„Ich lasse ihn nicht nur ziehen, sondern ich sage Euch noch mehr: er muß ziehen.“

„Ich begreife Euch nicht, meine Mutter.“

„Hört wohl, was ich Euch sagen werde, Franz. Ein sehr geschickter Arzt, derselbe, der mir das Jagdbuch geliehen hat, das Ihr ihm bringen werdet, gab mir die Versicherung, der König von Navarra wäre auf dem Punkte, von einer auszehrenden Krankheit befallen zu werden, von einer von den Krankheiten, für welche die Wissenschaft kein Mittel kennt. Ihr begreift aber, daß es, soll er einmal an einem so grausamen Uebel sterben, besser ist, wenn er ferne von uns, als wenn er hier am Hofe unter unsern Augen stirbt.“

„In der That, das würde uns zu viel Schmerz bereiten.“

„Besonders Eurem Bruder Karl,“ sprach Catharina, „während der König, wenn Heinrich stirbt, nachdem er ihn verrathen hat, diesen Tod als eine Strafe des Himmels betrachten wird.“

„Ihr habt Recht, meine Mutter,“ sagte Heinrich voll Bewunderung. „Wißt Ihr aber auch gewiß, daß er es thun wird.“

„Alle seine Maßregeln sind getroffen. Der Zusammenkunftsort ist der Wald von Saint-Germain. Fünfzig Hugenotten sollen ihm als Geleite bis Fontainebleau dienen, wo fünfhundert andere seiner harren.“

„Und meine Schwester,“ sprach Alençon mit leichtem Zögern und sichtbaerm Erblichen, „meine Schwester Margot geht mit ihm?“

„Ja,“ antwortete Catharina, „das ist abgemacht. Ist aber Heinrich todt, so kehrt Margot als Witwe und frei an den Hof zurück.“

„Und Heinrich wird sterben, Madame, Ihr seyd dessen gewiß?....“

„Der Arzt, der mir das Buch gegeben hat, behauptete es wenigstens.“

„Wo ist das Buch, Madame?“

Catharina kehrte mit langsamen Schritten in das geheimnißvolle Cabinet zurück und kam einen Augenblick nachher mit dem Buche in der Hand wieder heraus.

„Hier ist es,“ sprach sie.

Alençon schaute das Buch, das ihm seine Mutter reichte, mit einem gewissen Schrecken an.

„Was für ein Buch ist dies, Madame?“ fragte der Herzog zitternd.

„Ich habe es Euch bereits gesagt, mein Sohn, es ist eine Abhandlung, um Falken aufziehen und dressiren zu lernen, durch einen sehr gelehrten Mann für den Herrn Castruccio Castracani, den Tyrannen von Lucca, abgefaßt.“

„Und was soll ich damit machen?“

„Tragt es zu Eurem guten Freunde Heinrich, der

Euch, wie Ihr mir sagt, darum gebeten hat, um sich in der Wissenschaft der Beize zu unterrichten. Da Ihr heute mit dem König auf die Falkenjagd reitet, so wird er nicht verfehlen, ein paar Seiten zu lesen, um Seiner Majestät zu beweisen, daß er ihren Rath befolgt und Lectionen nimmt. Das Ganze besteht nur darin, daß Ihr es ihm selbst übergebt."

"Oh, ich werde nicht den Muth dazu haben," versetzte Alençon bebend.

"Warum?" sprach Catharina, "es ist ein Buch, wie jedes andere, ausgenommen, daß die Blätter, weil es so lange eingeschlossen war, an einander kleben. Versucht es also nicht, darin zu lesen, denn man kann es nur thun, wenn man den Finger naß macht und die Seiten Blatt für Blatt umschlägt, was viel Zeit wegnimmt und viel Mühe verursacht."

"So daß nur ein Mensch, welcher ein großes Verlangen hat, sich zu unterrichten, sich diese Zeit und diese Mühe nehmen kann?"

"Ganz richtig, mein Sohn, Ihr begreift."

"Oh!" sagte Alençon, "seht Henriot ist bereits im Hofe. Gebt, Madame, gebt, ich will seine Abwesenheit benützen, um das Buch zu ihm zu tragen. Bei seiner Rückkehr wird er es finden."

"Es wäre mir lieber, wenn Ihr es ihm selbst geben würdet, Franz; es kommt mir sicherer vor."

"Ich habe Euch bereits gesagt, daß ich nicht den Muth dazu hätte, Madame."

"Geht doch; aber legt es wenigstens an einen Ort, wo es sehr in die Augen fällt."

"Ich werde es an die sichtbarste Stelle und ganz offen legen. Ist es ungeeignet, wenn es offen liegt?"

"Nein."

Alençon nahm mit zitternder Hand das Buch, das Catharina mit fester Hand gegen ihn ausstreckte.

"Nehmt, nehmt, es ist keine Gefahr dabei, da ich es berühre. Ueberdies habt Ihr Handschuhe."

Diese Vorsichtsmaßregel genügte Alençon nicht, denn er wickelte das Buch in seinen Mantel.

„Eilt, eilt,“ sprach Catharina, „Heinrich kann jeden Augenblick wieder heraufkommen.“

„Ihr habt Recht, Madame, ich gehe.“

Und der Herzog entfernte sich wankend vor Angst.

Wir haben bereits mehrere Male den Leser in die Wohnung des Königs von Navarra eingeführt; wir haben ihn in demselben lustigen und schrecklichen Sitzungen beiwohnen lassen, je nachdem der Schutzgeist des zukünftigen Königs von Frankreich lächelte oder drohte. Aber nie vielleicht war in diesem durch den Mord von Blut besleckten, von der Orgie mit Wein besprenkten, durch die Liebe von balsamischen Düften durchzogenen Mauern, nie war in diesem Winkel des Louvre ein bleicheres Gesicht erschienen, als das des Herzogs von Alençon, der, sein Buch in der Hand, die Thüre des Schlafzimmers des Königs von Navarra öffnete.

Und dennoch war Niemand, wie es der Herzog erwartete, in diesem Zimmer, um mit neugierigem oder unruhigem Auge die Handlung zu beobachten, die er zu begehren im Begriffe war. Die ersten Strahlen des Tages erleuchteten das vollkommen leere Gemach.

An der Wand hing das Schwert bereit, das Herr von Mouv Heinrich mitzunehmen gerathen hatte. Einige Glieder eines Panzergürtels lagen auf dem Boden zerstreut. Eine anständig gefüllte Börse und ein kleiner Dolch waren auf einem Schranke sichtbar und leichte, noch in dem Kamin flackernde Asche, so wie andere Anzeichen sagten Alençon ganz deutlich, daß der König von Navarra ein Panzerhemd angelegt, Geld von seinem Schatzmeister verlangt und gefährdende Papiere verbrannt hatte.

„Meine Mutter täuschte sich nicht, der Schurke hat mich verrathen,“ sprach Alençon.

Diese Ueberzeugung verlieh ohne Zweifel dem jungen Menschen eine neue Kraft; denn nachdem er mit

dem Blicke alle Winkel des Zimmers durchforscht, nachdem er die Thürvorhänge aufgehoben, nachdem ihm ein großes Geräusch in den Höfen und ein tiefes in dem Gemache herrschendes Stillschweigen bewiesen hatten, daß Niemand daran dachte, ihn zu beobachten, zog er das Buch unter seinem Mantel hervor, legte es rasch auf den Tisch, wo die Börse war, und lehnte es an ein Pult von geschmücktem Eichenholz. Dann trat er sogleich zurück, streckte den Arm aus und öffnete mit einem Zögern, das seine Furcht verrieth, mit seiner behandschuheten Rechten das Buch an einer Stelle, wo sich ein Jagdkupferstich befand.

Als das Buch geöffnet war, machte Mençon sogleich einige Schritte rückwärts, zog seinen Handschuh aus und warf ihn in die noch glühende Kohle, welche kurz zuvor die Briefe verzehrt hatte. Das geschmeidige Leder knisterte auf den Kohlen, krümmte und breitete sich aus, wie der Leichnam einer Schlange, und ließ bald nur noch einen schwarzen, zusammengezogenen Ueberrest zurück.

Mençon blieb, bis die Flamme den Handschuh gänzlich verzehrt hatte. Dann rollte er den Mantel zusammen, in den das Buch gewickelt gewesen war, warf ihn unter seinen Arm und kehrte rasch in sein Zimmer zurück. Als er mit zitterndem Herzen hier eintrat, hörte er Tritte auf der Wendeltreppe, und da er nicht daran zweifelte, Heinrich käme zurück, so schloß er eiligst seine Thüre.

Dann stürzte er nach dem Fenster; aber man sah von hier aus nur einen Theil des Hofes vom Louvre. Heinrich war nicht in diesem Theile, und es bestätigte sich dadurch seine Ueberzeugung, dieser wäre zurückgekehrt.

Der Herzog setzte sich, öffnete ein Buch und versuchte es zu lesen. Es war eine Geschichte von Frankreich von Pharamond bis auf Heinrich II., für welche der König Karl ein paar Tage nach seiner Thronbesteigung ein Privilegium gegeben hatte. Aber der Geist des Herzogs war nicht bei der Sache. Das Fieber der

Erwartung glühte in seinen Adern. Das Schlagen seiner Pulse wiederhallte in seinem Gehirn. Wie man in einem Traume oder in einer magnetischen Extase steht, so kam es Franz vor, als schaute er durch die Mauern. Sein Blick senkte sich in das Zimmer von Heinrich, trotz des dreifachen Hindernisses, das ihn von diesem trennte.

Um den furchtbaren Gegenstand zu entfernen, den er mit den Augen des Geistes zu sehen glaubte, suchte der Herzog die Blicke seines Innern auf etwas Anderes zu lenken, als auf das furchtbare Buch, das auf dem Pulte von geschnittem Eichenholz offen lag. Aber vergebens nahm er, eines nach dem andern seine Gewehre, einen nach dem andern seine Juwelen, vergebens ging er hundertmal im Zimmer auf und ab: jede Einzelheit des Bildes, das er in dem Buche nur flüchtig gesehen hatte, stand vor seinem Geiste. Es war ein Herr zu Pferde, der den Dienst eines Falkeniers verrichtend das Borloß warf, um den Falken zurückzulocken, und im gestreckten Galopp über einen Moorgrund hinritt. So gewaltig auch der Wille des Herzogs war, so triumphirte doch die Erinnerung über diesen Willen.

Dann war es auch nicht allein das Buch, was er vor sich sah, er sah auch den König von Navarra, wie er sich dem Buche näherte, das Bild betrachtete, die Blätter umzuwenden suchte, das Hinderniß wahrnahm, das sich dem Umwenden widersetzte, dieses Hinderniß, den Finger naß machend, bestiegte und die Blätter zum Umwenden zwang.

Bei diesem, obgleich ganz der Phantasie entsprossenen, Anblick wankte Alençon und mußte sich mit einer Hand auf einen Schrank stützen, während er mit der andern seine Augen bedeckte, als ob er, wenn sie bedeckt wären, nicht noch besser das Schauspiel sehen würde, daß er stiehen wollte.

Dieses Schauspiel war sein eigener Gedanke.

Plötzlich sah Alençon Heinrich durch den Hof schrei-

ten. Der Bearner blieb einen Augenblick bei Leuten stehen, welche auf zwei Maulthiere Jagdvorräthe packten, die in nichts Anderem bestanden, als in Silber und in Reiseeffecten. Sobald seine Befehle gegeben waren, durchschritt er in gerader Linie den Hof und ging sichtbar auf die Eingangsthüre zu.

Alençon blieb unbeweglich an seinem Platze. Heinrich war also nicht die geheime Treppe heraufgestiegen. Alle Angst, die er seit einer Viertelstunde gefühlt, hatte er vergebens gefühlt. Was er beendet oder wenigstens seinem Ende nahe glaubte, sollte wieder anfangen.

Alençon öffnete die Thüre seines Zimmers und horchte an der des Corridor. Diesmal war keine Täuschung möglich, es mußte Heinrich seyn. Alençon erkannte seinen Tritt und sogar das besondere Geräusch seiner Spornrädchen; die Thüre der Wohnung von Heinrich öffnete sich und schloß sich wieder.

Alençon kehrte in sein Zimmer zurück und sank auf einen Stuhl.

„Zu dieser Stunde geht es so bei ihm,“ sagte er zu sich selbst: „er hat sein Vorzimmer, dann sein erstes Zimmer durchschritten und ist in sein Schlafzimmer gelangt. Hier wird er mit den Augen seine Börse, sein Schwert und seinen Dolch gesucht haben, dann hat er das Buch offen auf dem Pulte gefunden.“

„Was für ein Buch ist das?“ wird er sich gefragt haben, „wer hat es mir gebracht?“

„Dann wird er sich ihm genähert und den Kupferstich betrachtet haben, der einen feinen Falken zurückrufenden Reiter darstellt. Er will es sofort lesen und versucht es, die Blätter umzuwenden.“

Hier lief ein kalter Schweiß über die Stirne von Franz.

„Wird er rufen?“ sprach er, „ist es ein rasch wirkendes Gift? Nein, nein, denn meine Mutter sagte mir, er müßte langsam an der Auszehrung sterben.“

Dieser Gedanke beruhigte ihn ein wenig.

So vergingen zwei Minuten, ein Jahrhundert des Todeskampfes Secunde für Secunde verbraucht, und jede von diesen Secunden lieferte, was die Einbildungskraft an wahnsinnigen Schrecknissen zu erfinden vermag, eine ganze Welt von Bistonen.

Alençon konnte es nicht länger aushalten. Er stand auf und durchschritt sein Vorzimmer, das sich bereits mit Edelleuten zu füllen begann.

„Seyd gegrüßt, meine Herren,“ sagte er, „ich gehe zum König hinab.“

Und um sich in seiner verzehrenden Unruhe selbst zu täuschen, vielleicht auch nur um ein Alibi vorzubereiten, ging Alençon wirklich zu seinem Bruder hinab. Warum begab er sich zu ihm? Er wußte es eigentlich nicht. . . Was hatte er ihm zu sagen? Nichts! Es war nicht Karl, den er suchte; es war Heinrich, den er floh.

Die Wachen ließen ihn eintreten, ohne ihm ein Hinderniß entgegenzusetzen; an Jagdtagen gab, es keine Etiquette, keinen Befehl.

Franz durchschritt nach und nach das Vorzimmer, den Salon und das Schlafzimmer, ohne Jemand zu finden. Endlich dachte er, Karl wäre ohne Zweifel in seinem Waffencabinet, und öffnete die Thüre, welche vom Schlafzimmer in dieses Cabinet ging.

Karl saß vor einem Tische in einem großen Fauteuil mit hoher geschnitzter Lehne. Er wandte der Thüre, durch welche Franz eingetreten war, den Rücken zu.

Es schien, als wäre er in eine Beschäftigung vertieft, die ihn gan und gar beherrschte.

Der Herzog näherte sich auf den Fußspitzen; Karl las.

„Bei Gott!“ rief plötzlich der König, „das ist ein bewunderungswürdiges Buch. Ich habe davon sprechen hören, glaubte aber nicht, daß es in Frankreich vorhanden wäre.“

Alençon horchte und machte noch einen Schritt.

„Verfluchte Blätter!“ sagte der König, seinen Daumen an seine Lippen legend und dann auf das Buch drückend, um das Blatt, das er gelesen, von dem zu trennen, welches er lesen wollte. „Man sollte glauben, man hätte die Blätter an einander geklebt, um den Blicken der Menschen die Wunder zu entziehen, die es enthält.“

Alençon machte einen Sprung vorwärts.

Das Buch, über das Karl sich beugte, war dasjenige, welches Alençon bei Heinrich niedergelegt hatte.

Ein dumpfer Schrei entfuhr ihm.

„Ah! Ihr seyd es, Alençon.“ sprach Karl; „seyd willkommen und schaut das schönste Jagdbuch an, das je aus eines Menschen Feder hervorgegangen ist.“

Die erste Bewegung von Alençon war, das Buch den Händen seines Bruders zu entreißen, aber ein höllisches Lächeln fesselte ihn an seinen Platz, ein furchtbarer Gedanke umspielte seine bleichen Lippen; er fuhr mit der Hand über seine Augen hin, wie ein geblendeter Mensch.

Dann allmählig sich erholend, aber ohne einen Schritt vorwärts oder rückwärts zu thun, fragte Alençon:

„Sire, wie kommt dieses Buch in die Hände Eurer Majestät?“

„Das ist ganz einfach. Ich ging so eben zu Henriot hinauf, um zu sehen, ob er bereit wäre. Er war schon nicht mehr in seiner Wohnung; ohne Zweifel lief er in den Ställen umher; aber an seiner Stelle fand ich dieses unschätzbare Werk, das ich mitnahm, um es nach Bequemlichkeit lesen zu können.“

Und der König setzte abermals seinen Daumen an seine Lippen und drehte noch einmal das rebellische Blatt um.

„Sire,“ stammelte Alençon, dessen Haare sich sträubten, dessen ganzer Leib von einer furchtbaren Angst geschüttelt wurde, „Sire, ich wollte Euch sagen...“

„Laßt mich dieses Kapitel vollenden, Franz,“ sprach Karl, „dann könnt Ihr mir sagen, was Ihr wollt. Ich

habe bereits fünfundzwanzig Blätter gelesen, das heißt verschlungen.“

„Er hat fünfundzwanzigmal das Gift gekostet,“ dachte Franz. „Mein Bruder ist todt!“

Dann meinte er, es gäbe einen Gott im Himmel, der vielleicht nicht der Zufall wäre.

Franz trocknete mit seiner zitternden Hand den Schweiß ab, der in großen Tropfen auf seiner Stirne stand, und wartete schweigend, wie ihm sein Bruder befohlen hatte, bis er das Kapitel vollends gelesen hätte.

II.

Die Beize.

Karl las immer noch. In seiner Neugierde verschlang er das Buch, und jedes Blatt hing, wie gesagt, sey es wegen der Feuchtigkeit, der das Buch lange ausgefekt gewesen war, sey es aus einem andern Grunde, an dem folgenden Blatte.

Mengon betrachtete mit starrem Auge dieses furchtbare Schauspiel, dessen Entwicklung er allein vorherseh.

„Ah,“ murmelte er, „was geht denn hier vor? Wie! ich sollte abreisen, ich sollte mich verbannen, ich sollte einen eingebildeten Thron suchen, während Heinrich bei der ersten Kunde der Krankheit von Karl in irgend eine befestigte Stadt zwanzig Meilen von Paris zurückkehren würde, um auf diese Beute zu lauern, welche uns der Zufall preisgibt, und mit einem Schritt in der Hauptstadt seyn könnte, so daß, ehe der König von Polen nur Nachricht von dem Tode meines Bruders erhalten hätte, die Dynastie bereits verändert wäre; das ist unmöglich.“

Diese Gedanken beherrschten das erste Gefühl unwillführlichen Abscheus, das Franz antrieb, Karl zu-